

The background of the entire page is a vibrant yellow, covered in a dense, repeating pattern of stylized human faces. Each face is drawn with simple blue outlines and features various characteristics such as different hairstyles, beards, and expressions, creating a diverse and lively visual texture.

»LIEBER PAPA!«

Ein Lesebuch

INSEL-BÜCHEREI



»LIEBER PAPA!«

Ausgewählt von Marie Bernhard

Mit Illustrationen von Antje Damm

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 2531

© Insel Verlag Berlin 2022

»LIEBER PAPA!«

»Ihr Väter, verbittert eure Kinder nicht,
damit sie nicht den Mut verlieren.«

Paulus, Brief an die Kolosser, 3,21

HANNELORE ELSNER

Irgendwann begann ich, ich war vielleicht vier, all meine Sehnsucht und Liebe auf meinen Vater zu richten. Es war nicht nur Sehnsucht und Liebe, also normale Tochterliebe, es war ein Liebesverlangen. Dieses Verlangen – ich stand da und wusste nicht, wohin damit. Manfred war nicht mehr da. Aber diese übrig gebliebene Liebe war da, diese Inbrunst, dieser Überschwang. Ich hatte mich ja geradezu geschmissen auf meinen Bruder, auf ihn drauf. Wir hatten uns ausgetauscht und jeder vom anderen geschmeckt: die Spucke, den Schweiß, den Urin, die Tränen, das Blut. Wir hatten uns geküsst und lieb-kost. Wir konnten gar nicht genug von uns kriegen. Und diese Liebesfähigkeit, dieser Liebesüberschwang ging nun auf meinen Vater über.

Mein Vater, mein wunderbarer, großartiger Vater.

Wir waren jetzt oft am Waginger See, meine Mutter, mein kleiner Bruder, mein Vater und ich. Hier habe ich schwimmen gelernt.

Das ist meine schönste Erinnerung an meinen Vater: Er schwimmt im See, ich liege bäuchlings auf seinem Rücken und übe Schwimmbewegungen, irgendwann taucht er unter und ich schwimme oben alleine weiter, kreischend vor Lust. Und wenn ich

nicht mehr kann und beinahe untergehe, taucht er auf und ich liege wieder sicher auf seinem Rücken.

Dieses Schwimmen – bis heute ist es ein Lebenselixier für mich.

Das lachende Mädchen mit der Schleife im Haar lebt in einem selbst erfundenen Niemandsland, in dem es vielleicht wieder heil wird, irgendwie. Ich habe ein wehes Gefühl, wenn ich daran denke, aber ich habe überlebt. Diese Zeit, die ich hatte mit meinem Vater, hat mich wieder ein bisschen geheilt. Dieses Schwimmen, diese Kraft, dieses Beschützende, dieses Männliche, das ich gespürt habe, war lebenswichtig für mich: In der Luft rudern, er taucht unter, verschwindet und ich schwimme allein. Ich kann nicht mehr und er taucht auf und ich bin wieder sicher. Gerettet.

FRIEDRICH HOLLAENDER

Und eines Tages passierte es. Ich sehe mich, mit fliegenden Wangen, halb närrisch vor Stolz, in die Küche laufen, den gerade topflüftenden Vater beim Rockzipfel packen, durch die ganze Wohnung schleifen und zum Klavier zerren. Ich hatte etwas »komponiert«. Ein ländlerartiges Etwas ist mir in der Erinnerung. Ich nannte es Rulle-Rulle.

Sicher ein guter Titel.

Ich merkte sofort: es gefiel meinem Vater. Er schob mich sanft vom Klavierstuhl und spielte es mir nach. Bereits mit einem ganzen Rankenwerk von M-tatas und Trillern verbrämt. Welch reizendes Geklingel! Rulle-Rulle! Selbst die Mutter kam und klatschte in die Hände. Es war ein großer Tag! Aber später wurde er kleiner.

Wochen später.

Es waren Gäste ins Haus gekommen. Einige ernst blickende Herren und eine Dame mit Schreibblock. Vom geheimnisvollen Metropoltheater, wie sich herausstellte. Das Wort war inzwischen vertrauter Schall geworden, wenn auch immer noch ein Rumpf ohne Gesicht. Es war ein Haus, das stand ziemlich fest, aber was für ein Haus, blieb dunkel. Den besorgten Mienen der im Halbkreis Täbchen rührenden Herren nach zu

schließen, mochte es ein Krankenhaus sein. Oder ein sehr ernster Bahnhof. Andererseits wurde auch kurz und kräftig gelacht und gestikuliert, Tonfall und Gehabe unbekannter Personen nachgeahmt, was mich nun wieder eher an den Rummelplatz in Brighton erinnerte, zu dem meine Mutter mich eines Sonntagnachmittags mitgenommen. Doch konnte ich hier nicht so herzlich mitlachen wie die andern, oder wie in Brighton über die riesenhaft dicken Ausruferpuppen, die Hohoho machten.

Nach und nach, während der schier endlosen Kaffee-Herumrührerei, ließ sich aus dem Wortmosaik endlich ein Steinchen herauslösen, nämlich: daß die Herren und die Schreibdame gekommen waren, um sich vom Vater die neuen »Nummern«, wie sie es nannten, vorspielen zu lassen. Ich durfte dabeibleiben, ich war ja schon ziemlich erwachsen. Viereinhalb.

So ging man ins Klavierzimmer hinüber, die Schreibtante wurde vorgelassen, weil sie eine Dame war, man gruppierte sich, der Vater öffnete meinen Klavierdeckel, die Mutter stellte sich links von Papa in Positur, denn sie würde die Texte vom Notenblatt mitsingen. Schnell brach noch der Dame die Bleistiftspitze ab, ein Herr räusperte sich, auch die Mutti, auch ich räusperte mich, dann räusperten sich alle, und dann wurde es still.

Jetzt fluteten sie wieder durchs Zimmer, die schaukelnden Melodien, die Kirschen und Küßchen, die Casinos, die Monocles, das verschmitzte Kusinchen, das nur über den Weg zum Standesamt, und die Sünde von Berlin, was immer das war.

Nach jeder »Nummer« wurde mit den Händen geklatscht und etwas dazu gesagt. Einer sagte : Masary, Massary, und da fühlte ich mich bereits als Mitverschworener. Und wie gefällt es unserm kleinen Thronfolger, wollte einer wissen, und dann ging es weiter.

Meine Mutter war eine großartige Interpretin, sie legte ihre ganze Seele hinein. Mit ihrer strahlenden Stimme führte sie Nummer um Nummer zum Sieg. Mit einem Mal – unerwartet wie ein Knall in der Kirche – kam's!

Mein Rulle-Rulle! – Mein Rulle-Rulle mit Text! – Ich sprang, fiel, stürzte vom Stuhl: »Das ist *mein* Rulle-Rulle!« brüllte ich. »Du hast es gestohlen!« Was nun folgte, kann ich heute nur als »gutes, altes Lustspiel-Chaos, Aktschluß zwei« bezeichnen. Mein Vater wurde rot, meine Mutter bleich, dann tauschten sie die Farben, alles brach in Lachen aus, schlug sich auf die Schenkel, strampelte vor Vergnügen. Man umringt mich: »Wirklich? Ist das wahr?«, beglückwünschte mich, strich mir übers Haar, tätschelte mir die Wangen, hob mich hoch in die Luft, es ging min-

destens dreimal huckepack durchs Zimmer. Aber der ganze Tumult lief wie Wasser an mir herunter, wie der Sturzbach von Tränen, der sich erst jetzt über die getätschelten Wangen Bahn brach. Mein Vater hat mich bestohlen, mein eigener, ureigener, mein ganz persönlicher Vater!

Ich habe später einmal den guten Theaterlehrsatz gelernt: Der dritte Akt ist der schwerste. Der nach der Pause. In der großen Pause kommen die Leute zum ersten Mal zur Besinnung, dazu kommen noch die Würstchen im Foyer, Becker von IG-Farben hat nicht begrüßt, die Sinsheimer hat ja mein Kleid an, wie finden *Sie* das Stück, Alfred Kerr soll schon weggegangen sein, noch ein Lachsbrötchen?, es klingelt schon, na fürchten wir das Beste, wo gehn Sie denn nachher hin, man hätte doch die Garderobe herauslegen lassen sollen, hast *du* die Marke, wieso ich? Ssst – – –, Vorhang!

So, jetzt spielen *Sie* mal einen dritten Akt!

Es muß sich also alles als Mißverständnis herausstellen, die Schwägerin *ist* gar nicht die Schwägerin, Hellmuth konnte gar nicht um halb zwei in der »Grille« gewesen sein, weil die um eins schließt, mit einem Wort: Egon hatte nie aufgehört, Trudchen zu lieben, der Brillantring, den die Schwiegermutter in seiner Tasche gefunden hatte, war doch für Trudchen. Und wenn jetzt noch ein Bröselchen Moral

zum Mit-nach-Hause-Nehmen abfällt, können wir zu Kempinski gehn. Sssst – – – –, reden Sie doch nicht immerzu, die sprechen ja schon!

Was sprechen sie also? Sie sprechen alle durcheinander. Das Kind wird ins Bett gebracht, schlafen kann es natürlich nicht, man muß zuviel denken, was ist das Leben? Rullerulle, sagt eine Stimme im Dunkel, das Leben ist Rullerulle. Im Wohnzimmer wird immer noch gelacht, wie kann man jetzt lachen?

Die Tür öffnet sich, ganz sacht. Die Mutti! Nein, es ist nicht die Mutti. Es ist der dicke Herr mit der Uhrkette, den sie mit Herr Direktor angeredet haben. Der Rosige, er sah vorhin schon so rosig aus, das ganze Gesicht rosig. Was kann der wollen? Er kommt ans Bett, setzt sich auf einen Stuhl, schweigt, lächelt aber. Warum kommt nicht die Mutti und lächelt? Jetzt beginnt er zu sprechen. Man hört anfangs gar nicht recht hin, ist doch alles Rullerulle, was er sagt.

Oder?

Er sagt etwas Fremdklingendes, aus der Erwachsenenensprache, das muß man erst richtig verstehen. Ehrung, sagt er. Was ist Ehrung? Ung – ung. Zeitung weiß man. Das ist, was man nicht auffalten darf, bevor es der Papa nicht auffaltet. Der Papa! Er faltet die Zeitung, aber er hat mich bestohlen.

Was ist Ehrung?

So etwas, wie wenn man Geburtstagskerzen anzündet. Du kennst doch Geburtstagskerzen. Alles schaut auf dich, du bist die Hauptperson, die anderen sind nur da, dir zu gratulieren, dir zuzusehn, wie du sie auspustest, möglichst alle auf einmal, aber auch eine nach der anderen, damit etwas in Erfüllung geht. Sie ehren dich, das ist die Ehrung. Auch der Papa wollte dich ehren. Es ist eine Ehrung, daß er dein Lied genommen hat. Er hat es als Ehrung getan. Das Wort tanzt im Raum herum, es klingt komisch, und doch versteht man vage, was es bedeutet. Sieh mal, sagt der Herr jetzt, der Papa hat es doch gar nicht nötig, dir dein Rulle-Rulle wegzunehmen, überhaupt irgend jemandem sein Rulle-Rulle wegzunehmen, schau doch nur, wie viele Rullerulles er aus seinem Ärmel schütteln kann! Dabei schüttelt der Rosige ulkig mit seinen Ärmeln wie der Zauberkünstler in Brighton, wo dann Äpfel und Nüsse herausfielen. Es ist eine richtige Ehrung, sagt er noch einmal, die der Papa dir antun wollte, eine Überraschung. Und ich hab' auch eine Ehrung für dich, sagt er, und greift in die Tasche. Jetzt hält er ein großes Portemonnaie in der Hand, und aus dem Portemonnaie nimmt er etwas Funkelndes, Rundes.

»Das ist für dich, von mir. Vom Direktor Schultz.

Zum Andenken an diesen Tag. Das Bild unseres Kaisers, in Gold.«

Das Licht geht aus, die Tür schließt sich. Und nun kann der Ferf einschlafen. Und schläft auch ein. Mit der Ehrung. Und dem ersten funkelnden Zehnmarkstück im Fäustchen.

Das Bild von Papa, in Gold.

WOLFGANG AMADEUS MOZART

Wien, den 4. April 1784

Mon très cher Père!

Diesen Augenblick höre ich eine Nachricht, die mich sehr niederschlägt – um so mehr, als ich aus Ihrem letzten Briefe vermuthen konnte, daß Sie sich, Gott Lob, recht wohl befänden. – Nun höre ich aber, daß Sie wirklich krank seyen! Wie sehr ich einer tröstenden Nachricht von Ihnen selbst entgegen sehe, brauche ich Ihnen doch wohl nicht zu sagen, und ich hoffe es auch gewiß, obwohl ich es mir zur Gewohnheit gemacht habe, mir immer in allen Dingen das Schlimmste vorzustellen. Da, der Tod, genau genommen, der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern sehr viel Beruhigendes und Tröstendes! Und ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir diese Gelegenheit zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den